

Man muß in der Sinologie vom „Raten“ wegkommen. Was man wissen *kann*, soll man *wissen*. Zu raten bleibt ohnehin noch genug. Der Spielraum des Ratens, und damit der Unsicherheit, sollte nach Möglichkeit eingeengt werden.

(U. Unger)

## Zum Geleit

Versucht man, ein halbes Jahrhundert zurückblickend, die näheren Umstände zu erfassen, unter denen der am 10. Dezember 1930 geborene Ulrich Unger während der frühen Nachkriegsjahre in seiner Heimatstadt Leipzig das Studium aufnahm, stößt man auf einige Namen, mit denen viele Jüngere noch heute herausragende Leistungen verbinden. Und es scheint im nachhinein, daß bereits der junge Student ein Gespür für die damals an der Alma mater Lipsiensis gebündelte Gelehrsamkeit besaß und entschlossen war, möglichst viel von ihr aufzunehmen. Entsprechend illustert ist die Liste der Lehrer Ulrich Ungers: Der vorwiegend religionshistorisch arbeitende Ägyptologe Siegfried Morenz (1914-1970) gehörte ebenso hierzu wie der Indologe Friedrich Weller (1889-1980), zu dessen Gedenken die Universität Leipzig in Gemeinschaft mit der Sächsischen Akademie der Wissenschaften vor kurzem einen Preis für hervorragende Arbeiten auf den Gebieten Geschichte, Literatur und Kunst der asiatischen Völker unter besonderer Berücksichtigung Indiens und des Fernen Ostens gestiftet hat.

Der Student Ulrich Unger wurde indes am stärksten von dem betagten André Wedemeyer (1875-1958) geprägt. Zu Recht wurde der später von Ulrich Unger sowie Helga und Hans Steininger zusammengestellten Festschrift der Titel *Sino-Japonica* gegeben, denn die Interessen des studierten Historikers Wedemeyer galten sowohl China als auch Japan. Da ein Großteil seiner Manuskripte während einer Bombennacht des Jahres 1943 in Flammen aufging, liegen leider nur wenige Publikationen Wedemeyers vor,

den Bruno Lewin als „Nestor der deutschen Japanologie“ bezeichnet hat.<sup>1</sup> Doch sein Arbeitsethos und sein Eifer scheinen davon so wenig berührt worden zu sein, daß Wedemeyer bis unmittelbar vor seinem Tod Kolleg hielt. Das Ethos des André Wedemeyer und seine Einstellung gegenüber den Studenten, unter ihnen Ulrich Unger, wurden in einem Nachruf folgendermaßen skizziert: „Seinen direkten Schülern war André Wedemeyer ein ausgezeichneter Lehrer. Seine strenge Selbstkritik, die in jeder seiner Vorlesungen und Übungen zum Ausdruck kam, blieb auf den Kreis seiner Schüler nicht ohne Wirkung. Er faßte es als seine vornehmste Aufgabe auf, diese zur exakten Arbeit, zur wissenschaftlichen Ehrlichkeit und zu einer streng-kritischen Einstellung ihren eigenen Arbeiten gegenüber zu erziehen. Ein jeder, der durch seine Schule gegangen ist, weiß ihm sein Leben lang aufrichtig Dank dafür. Unvergeßlich bleiben die Seminarübungen, in welchen er mit einer geradezu väterlichen Geduld in schwere Texte einführte und erst dann zufrieden war, wenn auch der letzte Zweifel geklärt und das Verständnis der Zusammenhänge gefestigt war.“<sup>2</sup>

Die Sinologie, der sich der Student Ulrich Unger bei aller Vielfalt seiner Interessen letztlich doch vollends verschrieb, konnte im Leipzig jener Jahre bereits auf eine lange Liste imposanter Namen zurückblicken. Immerhin war es in Leipzig, wo mit der Berufung von Georg von der Gabelentz (1840-1893) zum Außerordentlichen Professor für Ostasiatische Sprachen i.J. 1878 die universitäre Sinologie Deutschlands ihren Anfang nahm und wo von der Gabelentz sein bis heute leider zu wenig benutztes Hauptwerk *Chinesische Grammatik. Mit Ausschluß des niederen Stils und der heutigen Umgangssprache* erarbeitete. Auch wenn der zweite Inhaber des sinologischen Lehrstuhls in Leipzig, nämlich August Conrady (1864-1925), unter dem schließlich im Jahre 1914 das Seminar für Ostasiatische Sprachen gegründet wurde, sich zu einem weiteren Begriff von Sinologie bekannte und gerne kulturgeschichtlichen Fragen nachging, auch wenn mit dessen Nachfolger Erich Haenisch (1880-1966) über ein Jahrzehnt lang (1925-1937) ein vorwiegend am mongolen- und mandschuzeitlichen China interessierter Gelehrter das Seminar prägte, so war es doch seit je das Bestreben der Leipziger Sinologie, solide Grundlagen für die Arbeit mit chinesischen Texten zu legen. Erich Haenischs *Lehrgang der Klassischen Chinesischen Schriftsprache*, der teilweise in Leipzig entstand, legt hiervon ebenso Zeugnis

---

<sup>1</sup> *Oriens* 11.1958, S. 266, Rezension der Wedemeyer-Festschrift.

<sup>2</sup> Horst Hammitzsch, „André Wedemeyer in memoriam, 1875-1958“, in: *Oriens Extremus* 5.1958, S. 252-254, hier S. 253.

ab wie die folgenden Worte, die Eduard Erkes 1953 im Vorwort (Seite X) zu dem von ihm besorgten photomechanischen Nachdruck der Gabelentz'schen Grammatik fand: „Gabelentz' früher Tod [...] mag dazu beigetragen haben, daß seine Arbeiten [...] rasch in Vergessenheit gerieten und bei der Mit- und Nachwelt lange nicht die Wirkung ausübten, die ihrer Bedeutung entsprechen hätte. [...] Nur an der Universität Leipzig, an der Gabelentz sein Hauptwerk geschaffen hatte, wurde seine Arbeit nicht nur nicht vergessen, sondern auch fortgesetzt.“

Die Universität Leipzig der Nachkriegsjahre war indes nicht nur durch die Bildung großer Gelehrter geprägt, sondern auch durch die vorangegangenen finsternen Jahre. Auch der nach André Wedemeyer zweite sinologische Lehrer Ungers, Eduard Erkes (1891-1958), gehörte zu denen, die in der Zeit des Nationalsozialismus schwerste persönliche Einschränkungen hinzunehmen hatten: Als langjähriges Mitglied der SPD, wahrscheinlich auch infolge seiner freimütig geäußerten atheistischen Anschauungen und nicht zuletzt wegen einiger reservierter Gutachten über seine frühen sinologischen Arbeiten, sah sich Erkes nach der Machtergreifung durch die Nationalsozialisten starken Behinderungen ausgesetzt. Im Jahre 1933 verlor er, der zwanzig Jahre zuvor bei seinem nachmaligen Schwiegervater August Conrady promoviert, im Jahre 1917 dann habilitiert worden war und anschließend die Lehrtätigkeit aufgenommen hatte, seine Lehrbefugnis sowie seine Stellung als Kustos am Museum für Völkerkunde in Leipzig und mußte mit geringer Rente und (seit 1943) dem Entgelt für eine von Haenisch vermittelte Tätigkeit als Buchhandelsgehilfe im Verlag Harrassowitz die folgenden Jahre überstehen. Zwar wurde Erkes unmittelbar nach Kriegsende zum Kommissarischen Direktor des Museums für Völkerkunde berufen und auch wieder zum Außerordentlichen Professor eingesetzt, doch wurde er erst 1947 zum Ordinarius und Professor mit vollem Lehrauftrag ernannt. Die wenigen Jahre, die Erkes noch verbleiben sollten, genügten freilich, daß die Sinologie Leipzigs ihre herausragende Bedeutung behielt, bevor nach dem Tod Erkes' das Staatssekretariat der DDR es für gut befand, die Sinologie in Berlin zu konzentrieren.<sup>3</sup>

Es war im Todesjahr von Wedemeyer und Erkes, als Ulrich Unger und seine Gattin Reingart (geb. Würfel), eine promovierte Ägyptologin, die

---

<sup>3</sup> Vorstehende Informationen über Erkes vorwiegend nach Günter Lewin, „Eduard Erkes und die Sinologie in Leipzig“, in: Helmut Martin und Christiane Hammer (Hg.), *Chinawissenschaften – Deutschsprachige Entwicklungen. Geschichte, Personen, Perspektiven*, Hamburg: Mitteilungen des Instituts für Asienkunde 1999, S. 449-473.

DDR verließen und sich in Freiburg / Breisgau heimisch machten. Der junge Wissenschaftler durfte diesen Schritt mit einiger Zuversicht wagen, hatte er sich doch mit seinen 27 Jahren bereits als ebenso fleißig wie gedankenreich und an vielen Feldern der Sinologie interessiert erwiesen: Schon vor seiner Dissertation über die Negationen im *Shih-ching* (1956) hatte Unger unter dem Pseudonym Richard Jung Lu Hsüns „Wahre Geschichte des Ah Queh“ übersetzt (1954), er hatte in einer Festschrift für seinen Lehrer Weller einen Aufsatz über die *Shih-ching*-Zitate im *Han-shih wai-chuan* publiziert (1954), und im Jahr seiner Promotion schrieb er sich mit einem Aufsatz in die Festschrift Wedemeyer ein, dem bescheinigt wurde, „eine methodisch fundierte Studie“ zu sein.<sup>4</sup> Man nehme hinzu, daß der Grandseigneur Erich Haenisch schon 1953 und dann wieder 1957 Anlaß hatte, sich bei Ulrich Unger für dessen Mitarbeit am *Lehrgang der Klassischen Chinesischen Schriftsprache* zu bedanken,<sup>5</sup> und man bedenke ferner, daß Herbert Franke in München sich seiner annahm und in den folgenden Jahren dies immer wieder tun sollte. Die Jahre in Freiburg sollten sich als eine gute Vorbereitung der späteren Tätigkeit in Münster herausstellen: Während Frau Unger als Assistentin bei Siegfried Morenz tätig wurde, nachdem dieser zu Beginn der sechziger Jahre von Leipzig nach Basel berufen worden war, galt es für Ulrich Unger, der am Orientalischen Seminar eine Anstellung fand, eine Abteilung aufzubauen, für die fast keinerlei Grundlage vorhanden war. Gleichwohl fand er Zeit und Kraft, in rascher Folge weitere Aufsätze vorzulegen, und schon 1962 wurde er an der Universität Freiburg habilitiert – mit einer Arbeit über West-Chou-Inschriften, also über einen Themenbereich, der ihn seither nie mehr ganz loslassen sollte. Ebenso rasch ging es weiter, der Aufenthalt in Freiburg wurde bald unterbrochen durch eine Gastprofessur in München, und wenig später erteilte den Mittdreißiger ein Ruf aus der Universität Münster, der Ulrich Unger seit 1966 angehört.

Die Ostasienkunde in Münster hatte, wie sich wohl nur wenige erinnern werden, zum Zeitpunkt der Berufung Ulrich Ungers bereits eine kurze Geschichte, die sich wie eine Geschichte der Anfänge ausnimmt: Im WS 1951/52 wurde im Seminar für Sprachen, Kultur und Geschichte des Orients eine Abteilung Ostasienkunde eingerichtet, wo Otto Karow (1913-1992), der ein Jahrzehnt in Japan verbracht hatte und später auf den Lehrstuhl

---

<sup>4</sup> Bruno Lewin in *Oriens* 11.1958, S. 268.

<sup>5</sup> So in dem auf September 1953 datierten Vorwort zur 3. Auflage des zweiten Bandes sowie in dem auf Juli 1957 datierten Vorwort des vierten Bandes seines Lehrgangs.

für Ostasiatische Philologien und Kulturwissenschaften an der Universität Frankfurt berufen wurde, acht Jahre lang (bis WS 1958/59) als Lehrbeauftragter Kurse in Japanisch, Chinesisch und Malayisch anbot.<sup>6</sup> Nach dem Weggang Karows übernahm Bruno Lewin (geb. 1924) als Dozent die Abteilung Ostasienkunde, die nunmehr den Namen Ostasiatische Philologie erhielt; seiner Ausbildung gemäß konzentrierte sich Lewin auf die japanische Sprache. Ein weiterer Umbruch erfolgte, als i.J. 1962 Tilemann Grimm (1922-2002) nach Münster berufen wurde und dem jetzt verselbständigten Seminar für Ostasienkunde vorstand. Doch schon binnen Jahresfrist bröckelte die aus Tilemann Grimm, seinem Assistenten Bodo Wiethoff (geb. 1931), dem Chinesischlehrer Lee Kuo-chi 李國祁 sowie dem Dozenten Bruno Lewin bestehende Phalanx, als Lewin einen Ruf auf einen Lehrstuhl für Japanologie an der jungen Ruhr-Universität Bochum annahm. Selbst der durch seine Erziehung in China, seine Ausbildung unter Wolfgang Franke sowie seine bisherigen Tätigkeiten – unter anderem die kurzzeitige Leitung des Instituts für Asienkunde in Hamburg – an der Geschichte Chinas ebenso wie an dessen neuesten Entwicklungen interessierte Ordinarius Grimm konnte sich den Herausforderungen der Ruhr-Universität nicht entziehen und folgte zwei Jahre nach Lewins Weggang einem Ruf auf den dortigen Lehrstuhl Chinesische Geschichte. Glücklicherweise konnte für beide Verluste Abhilfe geschaffen werden, aus München kam (1965) der Dozent Wolfram Naumann, um die Abteilung Japanologie zu übernehmen, aus Freiburg kam Ulrich Unger. Als Wolfram Naumann bereits wenig später (1969) nach München zurückkehrte, um den dortigen japanologischen Lehrstuhl zu übernehmen, wurde die vakante Stelle allerdings nicht wieder besetzt, und heute ist es um die *things Japanese* an der Westfälischen Wilhelms-Universität Münster sogar so schlecht bestellt, daß dort selbst die Notwendigkeit geordneten Japanischunterrichts in Frage gestellt wird.

Als Ulrich Unger nach Münster berufen wurde, da übertrug ihm die Philosophische Fakultät mit Rücksicht auf den rezenten Aufbau der Ostasienkunde in Bochum den Auftrag, eben das zu tun, was an anderen sinologischen Instituten des Landes nicht oder nur peripher getan wurde. Diesem Auftrag ist er bis heute treu, und er hat ihn den Studierenden, der Universitätsleitung und den sinologischen Kollegen gegenüber öffentlich bekundet, indem er seinem Seminar (seit 1996: Institut für Sinologie und Ostasienkunde) inoffiziell den Beinamen „Klassische chinesische Philologie

---

<sup>6</sup> Zu Karow siehe Hans A. Dettmer, „In memoriam Otto Karow“, in: *Nachrichten der Gesellschaft für Natur- und Völkerkunde Ostasiens* 149-150 (1991), S. 6f.

und Altertumskunde“ gab. In der Tat ist die Kultur des klassischen China und dessen Sprache, also der Zeitraum vom 5. bis 3. Jh. v.Chr., der Bezugspunkt aller umfangreichen Arbeiten Ungers, die in seiner münsterschen Zeit entstanden. Einem oberflächlichen Betrachter könnte es scheinen, daß die frühen Jahre Professor Ungers in Münster seine zuvor gezeigte rege Publikationstätigkeit unterbrachen, doch jeder Eingeweihte weiß es genauer: Überzeugt davon, daß das Leben eines deutschen Ordinarius beinahe unendlich währt, getragen von der Überzeugung, daß in der Sinologie zu viel geraten, zu wenig gewußt und zu schnell verallgemeinert wird, gestützt auf ein phänomenales Gedächtnis, eine beneidenswerte Sprachbegabung, eine breite klassische Bildung, eine geradezu detektivische Entdeckerfreude und eine nimmermüde Lust, Fragen zu stellen und Antworten zu finden, gab sich Ulrich Unger in Münster dem hin, was er seit den Leipziger Jahren als vornehmste Aufgabe betrachtete: sinologische Grundlagenforschung, also ausgiebigstes Quellenstudium und das Exzerpieren von Quellen.

Das Quellenstudium kreiste um vier große und eng verzahnte Vorhaben, deren gemeinsames Ziel es ist, die Studierenden und die am Klassischen China Interessierten in sprachlicher Hinsicht sicherer, in sachkundlichen Belangen kenntnisreicher zu machen. Die Arbeit an diesen Projekten, einem Sachwörterbuch des chinesischen Altertums, einer Grammatik, einer Rhetorik sowie einem Wörterbuch des Klassischen Chinesisch sind bis heute noch nicht abgeschlossen, und doch ist das schon Vorgelegte fast bedrohlich eindrucksvoll: Von den vier Teilen des Sachwörterbuchs wurde der Komplex *Bronze* erstmals i.J. 1988 einer universitätsinternen Öffentlichkeit an die Hand gegeben, weil Ulrich Unger seine Studenten nicht unvorbereitet zu Exkursionen (nach Stockholm, London und Oxford) mitnehmen wollte; ihm folgte, ebenfalls seminarintern, der Teil über die Philosophie (1995), der später unter dem Titel *Grundbegriffe der altchinesischen Philosophie. Ein Wörterbuch für die Klassische Periode* bei der Wissenschaftlichen Buchgesellschaft verlegt wurde – ein Werk, dem in aller Bescheidenheit dieses Bekenntnis voransteht (Seite V): „Das Buch will Vermittler sein, von Ost nach West. Der Verfasser versteht sich hier, wie auch sonst, primär als Philologe. Er will chinesische Wörter und Sätze verständlich machen.“ Der dritte Teil des Sachwörterbuchs, *Literatur des chinesischen Altertums*, ist bislang (seit 1997) nur seminarintern verfügbar, die Prosopographie als vierter Teil ist noch unvollständig.

Noch umfangreicher gestaltete sich die Arbeit an der Grammatik des Klassischen Chinesisch und an der Rhetorik, also am zweiten und dritten großen Projekt Ungers aus seiner münsterschen Zeit, welche beide im

übrigen, eigenem Bekunden nach, aus dem Bemühen begannen, Dobson's *Early Archaic Chinese* (1962) zu rezensieren. Leider ist von den neun Bänden, die ab 1987 als Voraufgaben sukzessive seminarintern und darüber hinaus in Umlauf gebracht wurden, bislang nur der Band *Rhetorik des Klassischen Chinesisch* (1994) über den Buchhandel erhältlich. Da die altchinesische Rhetorik, wie auch die Grammatik, nicht als Lehrsystem faßbar ist, sondern aus den überlieferten Textzeugnissen selbst rekonstruiert werden muß, da außerdem kein indigenes terminologisches System vorliegt, da drittens Unger ein Freund griechischer und lateinischer Philologie ist, lag es nahe, die Untersuchung über die Rhetorik des Klassischen Chinesisch in systematischer und terminologischer Hinsicht an Heinrich Lausbergs *Handbuch der literarischen Rhetorik* (1960) und an seine *Elemente der literarischen Rhetorik* (1963) anzulehnen. Das Ergebnis war frappant: „Bei genauerer Prüfung [...] sieht man, daß die meisten antiken Texte von der Rhetorik geprägt sind. Hat man das Augenmerk einmal auf die Kunstform der Rhetorik gerichtet, findet man sie überall. [...] Was die Formen im einzelnen angeht, so zeigt sich, daß ein Großteil dessen, was von der abendländisch-antiken Rhetorik her bekannt ist, auch im Chinesischen gebräuchlich war“, konnte Unger in der Einleitung (Seite XIV) selbst formulieren, während ein Rezensent das Werk als „monumentum to primary source philology“ pries und bündig urteilte: „Its publication is a major event in the history of sinology.“<sup>7</sup>

Wer Professor Unger durch seine Publikationen oder durch persönliche Begegnungen kennt, der wird sich des Eindrucks nicht erwehren, dieser Gelehrte befasse sich bewußt gerne mit alten Gegenständen und Grundlagen unseres Faches, die von vielen außerhalb der Sinologie, und gelegentlich leider auch innerhalb derselben, als peripher betrachtet werden. Einen deutlichen Ausdruck hierfür darf man darin erblicken, daß er im April 1982 begann, an ausgewählte Kollegen im Osten wie im Westen von ihm so genannte „Sinologische Rundbriefe“ zu verschicken. *Hao-ku*, der Name dieser Rundbriefe, die nach nunmehr zwanzig Jahren auf 75 Aufsätze angewachsen sind, ist mit Bedacht gewählt: *hao-ku*, „das Altehrwürdige zu lieben“, beanspruchte Konfuzius (*Lun-yü* 7,20) von sich, genauer: „Ich bin nicht einer, der wissend geboren wäre, sondern einer, der das Altehrwürdige liebt und eifrig danach strebt.“ Professor Unger darf das auf sich selbst beziehen. Seine Rundbriefe gelten immer wieder sprachvergleichenden Untersuchungen, im besonderen möglichen Verwandtschaften zwischen

---

<sup>7</sup> Christoph Harbsmeier in *T'oung Pao* 85.1999, S. 126, Rezension *Rhetorik des Klassischen Chinesisch*.

dem Chinesischen und indochinesischen Sprachen. Bereits einige Überschriften der Rundbriefe verraten allerdings viel breitere Interessen ihres Autors: „Die unheimliche Geschichte des Yüeh Ki“, „Zur Morphologie des altchinesischen Verbs“, „Das m-Präfix“, „Sanskrit-Alphabet in chinesischen Zeichen“, „Goldene Regel und Konfuzianismus“, „Rasch verarmen, rasch vermodern?“ – allesamt Kleinodien der Philologie, oft von Gedankenblitzen ausgehend und nie um ein ingenüoses Argument verlegen.

Kleinodien der Philologie mag man auch einige Beiträge in Festschriften für Weggefährten nennen, die Unger in seiner münsterschen Zeit verfaßte und die in ihrer Prägnanz kaum zu überbieten sind. Hierzu gehören die in der Festschrift für Tilemann Grimm vorgestellten Überlegungen, die den Familiennamen des Konfuzius auf den fernen Vorfahr K'ung-fu Chia zurückführen, und dessen Namen wiederum als einen „literarischen Namen“ wahrscheinlich machen, der auf einen oder mehrere Verse im *Buch der Lieder* anspielt. Erst recht der Beitrag in der Festschrift für Günther Debon gehört dazu, und zwar gerade deswegen, weil er zeigt, daß Professor Unger mit dem Lob, *der* Altphilologe unter den Sinologen zu sein,<sup>8</sup> noch nicht hinreichend charakterisiert ist: Nur zehn kurze Seiten brauchte Unger in „Grundsätzliches zur formalen Struktur von Gedichten der T'ang-Zeit“, um darzutun, daß Interpretationen T'ang-zeitlicher Poesie ganz oberflächlich bleiben, wenn sie bei formalen Aspekten nur die Verteilung von Schief- und Ebentönen untersuchen; vielmehr, so wies Unger auf, müsse der Interpret erstens eingedenk sein, daß der Ebenton grundsätzlich Ruhe, Stille, Verhaltenheit, der Schieftton grundsätzlich Spannung und Bewegung zum Ausdruck bringt. Zweitens und vor allem aber müsse der Interpret daran denken, daß für das Mittelchinesische, also für die Sprache der T'ang-Lyrik, neben den Konturtönen (Eben, Steigend, Fallend, Eingehend) mit zwei Registertönen (nämlich Hochtton, das sind alle Wörter mit stimmlosem Anlaut, und Tieftton, das sind alle Wörter mit stimmhaftem Anlaut) zu rechnen ist – eine Gegebenheit, die sicher nicht ohne interpretatorische Relevanz ist.

Ulrich Unger, *der* Altphilologe also, und doch nicht nur dieses. Die Vielfalt seiner Interessen, die er seit den Leipziger Jahren in Publikationen demonstrierte, zeigt sich auch daran, daß der Lehrer Unger während seiner Zeit in Münster immer wieder Seminarthemen anbot, die fern der Klassik liegen – T'ang-Poesie natürlich, auch Tz'u-Dichtung der Sung-Zeit und

---

<sup>8</sup> Bernhard Führer in *Oriens Extremus* 39.1996, S. 122, Rezension *Rhetorik des Klassischen Chinesisch*.

Lyrik der Sechs Dynastien sowie Pi-chi-Literatur und Briefliteratur waren darunter, und einmal, genau dreißig Jahre nach seiner ersten Buchpublikation kehrte er in einem Kolleg sogar zu Lu Hsün und dessen „Wahrer Geschichte des Ah Queh“ zurück. Mit Dank und Respekt ist indes kundzutun, daß der Emeritus Ulrich Unger es offenbar für nachgerade selbstverständlich erachtet, Semester für Semester aufs neue ein Kolleg anzubieten. Neben dem Bemühen um äußerste Akribie ist dies ein weiteres, was Ulrich Unger von seinem Lehrer André Wedemeyer übernommen hat.

Münster, im November 2002

Reinhard Emmerich

### Hinweis für den Leser

Viele Jüngere, die sich Ulrich Unger in respektvoller Freundschaftlichkeit verbunden fühlen, tragen mit Regelmäßigkeit den wohlgemeinten Rat an ihn heran, sich einer Transkription für das Chinesische zu bedienen, deren Kenntnis weiter verbreitet ist als die Kenntnis der von ihm favorisierten gemäßigt historisierenden Umschrift. Allein, solches Ansinnen war bislang fruchtlos und wird es gewiß stets bleiben; die Argumente dafür hat der Jubilar mehrfach dargelegt – und wenn in Büchern wie dem vorliegenden wieder einmal augenscheinlich wird, welcher Wirrwarr in den Umschriften des Chinesischen herrscht, wird er sich seiner Sache nur noch gewisser werden.